

Für Mallarmé. *)

Alle jene, die diesen hohen Geist, diesen vollkommenen Menschen geliebt haben, erfüllt heute unaussprechliche Trauer. Ein herrliches und theueres Dasein bricht ab. Stéphane Mallarmé ist todt.

Das Leben hat ihn knapp gehalten. Und doch beanpruchte er nichts von dem, was man gewöhnlich begehrt. Er wollte nichts als: da sein, existieren, und existieren, um zu denken. An allem übrigen war ihm nicht viel gelegen, denn keiner stand höher als er über allen menschlichen Niederungen. Er trachtete nie nach dem, worauf das eifrige Streben der gewöhnlichen Sterblichen sich richtet — aus einer gewissen angeborenen Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht reinen geistigen Zielen diene. Er entlehnte nur sich selber das Material zu seinen idealen Gebäuden. Darin fand er sein Genügen. Er besaß nichts anderes als sich selber. Er hatte kein besonderes Bedürfnis im Leben. In ihm lernten wir einen Weisen und einen Helden kennen. Er war hoch verehrt von allen jenen, die noch daran glauben, daß in der Einsamkeit und der Beschaulichkeit die menschliche Würde ruht. Er war für uns die Verkörperung des Dichters, und in dieser Gestalt wird er sich in unserem Gedächtnis erhalten.

Ermüdet auch daran, wie seine große Güte sich zu allen herabließ. Niemand wußte amüthiger und verbindlicher als er Freundschaft anzunehmen, die man ihm entgegenbrachte, und die er sich mit Treue und Gewissenhaftigkeit zu eigen machte. Die Achtung vor seinen Werken und seinem Wesen verschaffte ihm, vor nun fünfzehn Jahren, die Huldbildung der damaligen Jugend. Sein Einfluß war bedeutend, vielseitig und fruchtbar, weil man von ihm nichts anderes lernte, als was ein jeder sich selber schulde. Man bewunderte in ihm einen Mann, der so sehr allem Kleinlichen abgekehrt war, sich ganz und gar einem so neuen, kühnen und schwierigen künstlerischen Bestreben hingab, daß es, wie ich glaube, in keiner anderen Literatur seinesgleichen hat. Auch in der unjüngeren stand Stéphane Mallarmé außerhalb, für sich allein. Er hatte einen magischen Kreis um sich gezogen, innerhalb dessen er die Riten seiner geheimnisvollen Beschwörung ausübte. Selbst die, welche dem Reize seiner Schriften mehr oder minder widerstanden, wurden vom Zauber seiner Rede gefesselt. Ich rufe alle seine Hörer zu Zeugen an, die Freunde seiner Jugend, wie die, welche erst später in die köstliche Intimität seiner Einfälle drangen. Der Eindruck, den Stéphane Mallarmé bei seinen ständigen oder gelegentlichen Zuhörern hinterließ, war einzig. Seine Stimme, die nun auf immer verstummt ist, sprach hinreichende Dinge und ewige Worte.

Das Redende und Anziehende der Mallarméschen Gespräche lag aber nicht bloß in der Gekünsteltheit, die er ihnen durch die köstliche Gewandtheit und die erste Kunst des Blandierens zu verleihen wußte. Gewiß, er war tief und eingehend, überraschend und subtil, logisch und paradox! Aber außer jenem ersten, äußerlichen Vergnügen empfand man eine tiefere, geheimnisvollere Erregung. Nichts vermochte Stéphane Mallarmé vom inneren Monolog seiner Gedanken abzulenken; auf unerwarteten Umwegen, auf verwickelten Fährpfaden kehrte er dazu zurück; er landete immer wieder bei sich selber und er setzte sich, wenn man so sagen darf, laut fort. Hörte man ihm dann zu, so war's, als sähe man ihn an der Arbeit, begleitete ihn für einen Augenblick auf seiner Suche nach der Wahrheit. Er wollte den Sinn aller Dinge und ihre allgemeine Bedeutung finden, er wollte der Dichter der Erkenntnis sein.

An dieser Erforschung ließ sein Wort uns theilnehmen, und ihre Ergebnisse zeigte es uns. Ein Werk, auf das der Meister häufig hinwies, war bestimmt, sie festzuhalten. Besteht jenes Werk, an dessen unausgesetzter, wenn auch geheimer Vorbereitung wir Jahr um Jahr theilnahmen? Oder wird der Tod mit dem Schlage seines unheilvollen Flügels die unzähligen Notizen, die kostbaren, unvollendeten Blätter zerstreuen und vernichten?

Wir werden es erfahren! Aber was auch kommen mag, wir haben doch etwas, unsere Furcht zu lindern. Wir haben in Mallarmés Gedichten und Essays gleichsam herrliche Anzeichen, Anfänge. Wir finden darin, wo nicht das Maß, so doch das Siegel dieses umfassenden Geistes. Das sind unleugbar die Bruchstücke einer der merkwürdigsten geistigen Structuren, die es je gegeben. Wir erkennen ihre bedeutsamsten Linien, ihre wesentlichen Stützpfiler, das Fundament, wenn auch nicht die Bekrönung und die letzten Zierathe. Es fehlt der endgiltige Ausbau. Aber schon die kostbaren Grundzüge zeigen die Art, in der ein Genie hier zuwerke gieng.

Das genügt, um Stéphane Mallarmé auf den ihm gebührenden geistigen Platz zu stellen: auf den höchsten und reinsten Gipfel der menschlichen Phantasia und Erkenntnis.

So laßt uns denn andachtsvoll jenen Tempel besuchen, der, wenn auch in Trümmern liegend, jedem Andächtigen sein Geheimnis enthüllt. Um die geborstenen Pfeiler schlingen sich schöne

und köstliche Blumen. Unter dem Thürbogen steht hoch aufgerichtet „Herodias“ in ihrem Gewand von glänzenden Edelsteinen. Der „Faun“ flötet dort seine Metaphern. „Die Sägerin der Stille“ reicht der „Erscheinung“ die Hand. Niemand kommt dort vorbei, ohne ein Bild, eine Strophe mit fortzunehmen, die fünfzigjährig sein Gedächtnis schmückt, seine Erinnerung durchdüstet. In dieser Weise trägt Stéphane Mallarmé bei zu dem poetischen Dichtertranz Frankreichs. Er hat den nationalen Schatz um einige der weisevollsten und zartesten Meisterwerke vermehrt. Aus seinen Versen fließt es, wie ein kristallener, erlebener Saft, ein Trank, der mächtig ist und von zauberhafter Wirkung.

So habe ich im Geiste Stéphane Mallarmé wiedergegesehen während der traurigen Nacht, die der Nachricht von seinem Tode folgte und der düsteren Feier vorangiang.

Wir sahen das Häuschen zu Valvins wieder, das noch so viele Sommer hindurch einen Dichter hätte beherbergen sollen, der es zum Lieblingsaufenthalt seiner Einsamkeit und seiner Träume gemacht hat. Dann kam die Stunde des schmerzlichen Abschieds rings um das offene Grab, und die Sonne lag auf einer mar-mornen Platte, die einen unsterblichen Namen tragen wird.

Paris.

Geuri de Nègnier.

Erinnerungen an Fontane.

Von Ernst v. Wolzogen (München).

Am Abend des 20. September, kurz nach 9 Uhr, verschied in seiner Wohnung in der Potsdamerstraße zu Berlin, in dem Johanniterbau Nr. 132, drei Treppen hoch Theodor Fontane. Ein freundlicher Scherz war sein letztes Wort. „Zhr wollt mich wohl verhungern lassen?“ schalt er gutmüthig seine Tochter aus, die ihm in Abwesenheit der Mutter das Haus führte und ihn an diesem Abend allzulange auf das Nachtesten warten ließ. Als der Tisch endlich gedeckt war und die Tochter durch das Mädchen den Herrn rufen hieß, da ward er auf seinem Bette todt gefunden. Ein Herzschlag hatte ganz unvorbereitet, schmerzlos, ohne vorausgegangene Krankheit seinem Leben ein Ende gemacht. Dem lieben alten Herrn, der so gut zu lächeln verstand wie keiner unserer stolz aufrechten Großen, war auch der Tod mit einem gütigen Lächeln, auf den Zehen schleichend von hinten nahe getreten, um ihm mit einem neckischen: „Wer ist das?“ die Augen zuzudrücken. Er konnte die Frage nicht mehr beantworten. Er fühlte die kühle Hand und lächelte und legte sich hin und schlief hinüber. Wie ein freundliches Entelkind zum müden Großvater, so kam der Tod zu ihm — ein Tod so schön, wie dieser Mann und sein Leben und sein Schaffen ihn verdient hatten.

Eine der letzten Brücken, die unser Geschlecht mit dem um die Wende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts verbindet, ist nun gebrochen, in Trümmern in den raschen Strom der Zeit gethürzt. Denn das war das Merkwürdigste, das Einzigartige an Theodor Fontane, daß er in voller Jugendfrische des Geistes unter uns wandelte, voll Theilnahme und Verständnis alle, auch die verwunderlichsten neuen Erscheinungen unserer Zeit begleitete und dennoch in seinem Wesen den Typus einer Zeit darstellte, die eigentlich sogar noch vor seiner Geburt liegt. Das kam daher, daß er mit einer seltenen, merkwürdigen Treue in sich die geistige Eigenart seines Vaters und Großvaters wiederholte. Wer das köstliche Buch „Meine Kinderjahre“ (Berlin 1894, Fontane u. Comp.) aufmerksam liest und Theodor Fontane gut gekannt hat, der wird erstaunt gewesen sein, wie der alte Pierre Bartolémy, der Cabinetssekretär der Königin Louise und Zeichenlehrer der ältesten königlichen Prinzen, sowie vornehmlich der Apotheker Louis in dem Sohne und Enkel Zug für Zug wieder aufleben, nur mit Auslassung einiger weniger Eigenheiten, die dem Erben hätten gefährlich werden können. Die Fontanes waren Réfugiés aus der Gascogne, und noch der Vater Louis Fontane war ein ganzer Gascogner vom Stamme der Tartarin, ein Mann von lebenswürdigstem Leichtsin, naïv-egoistisch und dabei herzenswarm, stets aufgelegt zu drolligem Unfug und harmloser Prahlerei und Gauferei, dabei niemals übelnehmerisch, wenn man sich über seine Schwächen lustig machte, und seine Fehler gern eingestehend. Ein großes Kind bis an sein Lebensende — wie es auch der Sohn bis an sein Lebensende gewesen ist. Sagte er doch selbst von sich:

„Trotz manchem schlimmen Unterfangen,
Ein großes Kind bin ich durchs Leben gegangen.“

Ich las das Tollste, die Hauptgeschichte! —

Nur immer im Polizeibericht.

Und dieses Tollste — von ihm zu lesen,

Ist eigentlich auch schon zu viel gewesen.“

Und ein anderes seiner Gedichte giebt uns vollends einen Schlüssel zu seinem Wesen und zu seinem Leben in die Hand. Es ist das bekannte „Was mir fehlte“, dessen Anfang lautet:

„Wenn andere Fortunnens Schiff gefapert,
Mit meinen Versuchen hat's immer gefapert,
Auf halbem Weg, auf der Enterbrücke
Gitt immer ich aus. War's Schiffsalstücke?
War's irgend ein groß' Unterlassen?“

*) Wir freuen uns, das Andenken des vor kurzem verstorbenen Dichters durch einen Nachruf feiern zu können, den ihm ein Dichter gewidmet hat. Dafs für das deutsche Publikum mit diesen Zeilen noch keine erschöpfende Charakteristik Mallarmés gegeben ist, verstehen wir nicht. Doch dürfen wir annehmen, daß gerade den Lesern unseres Blattes Mallarmé kein ganz Unbekannter mehr ist. „Die Zeit“ war es ja, die zuerst in deutscher Sprache eine Auswahl von Stücken dieses Dichters veröffentlichte. (Nr. 190.) D. Red.